

„Things Will Change...“

Stippvisite in ein erschöpftes Land

Sabine Fiedler-Conradi

im Oktober 2003

Vierzehn Tage in Zimbabwe, Ende September bis Anfang Oktober. Anlass sind Präsentation und Diskussion einer umfangreichen Analyse der zimbabwischen Krise sowie der Bewegungsspielräume von Kirchen und NGOs während eines Workshops. Die Studie ist in Deutschland entstanden, zwar auf dem Hintergrund einer profunden Landeskenntnis, aber doch aus der Distanz des „Großen und Ganzen“, weitgehend gespeist aus Bibliothek, Email und Internet. Dieses Handwerkszeug lasse ich zu Hause. In Zimbabwe angekommen, interessiert mich das Kleinteilige, unmittelbar Erfahrbare; sogar an Zeitungsverkäufern gehe ich achtlos vorüber. Ohnedies: Seit der Daily News die Maulschellen angelegt wurden, sind die Schlagzeilen von Herald und Sunday Mail so hemmungslos unverfroren, dass beide – hätte man solche Steigerung für möglich gehalten? – sich als ihre eigene Karikatur gebärden.

Der Erwerb einer solch schwarz-weißen Propagandasalve hätte also verräterischen Ruch. Mit gelinde besserem Gewissen guckt es sich verstohlen über die Schultern von unbesorgteren Lesern. Und da gibt es doch tatsächlich etwas zum Schmunzeln. Oben, rechts neben dem Logo der Sunday Mail, steht der Preis: „UK £ 1,50 / Z\$ 750“ - in dieser Reihenfolge. Dies zeugt nun wirklich von patriotischer Geschäftspolitik: Schließlich leben in Großbritannien, mitten in Feindesland, bald mehr kundige zimbabwische Zeitungleser und -leserinnen als in Zimbabwe. Vor allem halten sie mithilfe ihrer mühselig abgeknappsten Zuwendungen in Pfund Sterling an Daheimgebliebene die Staatsmaschinerie am Laufen – worum Finanzminister Murerwa in seiner Budgetrede im Februar sie ausdrücklich angefleht hatte. Auch die Fortexistenz von zimbabwischen Internaten hängt von ihnen ab - Gebührenbeispiel für Form 2 im dritten Term 2003 an der Mazowe High School, einer vergleichsweise erschwinglichen Jungenschule der Heilsarmee: Z\$ 321.000,--.

Wenn da Eltern drei, vier Kinder haben, oder fünf... – dann dürfen sie keinesfalls aus dem qualifizierten, lang gedienten Primarschullehrer Oliver und der ausgebildeten Sozialarbeiterin Taurai bestehen, die für eine lokale NGO Selbsthilfekräfte mobilisiert. Diese beiden brachten im September 2003 gerade mal Z\$ 240.000,-- netto mit nach Hause. Unterdessen hatte der Verbraucherrat Zimbabwes für den selben Monat einen absoluten Mindestbedarf von Z\$ 350.000,-- für eine sechsköpfige städtische Familie errechnet. „Quatsch“, meint Taurai, „so viel haben wir im September schon ohne Miete gebraucht, und dabei leben wir hier auf dem Land in vieler Hinsicht ohnehin billiger. Immerhin haben wir noch unser Feld, auf dem wir Mais und Erdnüsse anbauen. Wenn diese so hyperinflationär wüchsen wie die [Schwarzmarkt-]Preise für Saatgut und Dünger, dann wären wir reiche Leute. Aber so müssen wir unseren Verwandten in England und Deutschland danken. Ohne sie würden wir längst vor uns hin vegetieren.“

Auch investiert die zimbabwische Diaspora, wo sich ausländisches Kapital weitgehend aus dem Staub gemacht hat. Ein verblüffender Bau-Boom in den Städten etwa nährt manche leise Hoffnung, der rapide Fachkräfteschwund sei umkehrbar. „Natürlich wird meine Frau zurückkehren“, sagt Gibson, „sobald wir unser neues Haus in Ruwa fertiggestellt haben. So lange muss sie noch durchhalten, obwohl die Altenpflege für eine staatlich anerkannte Bilanzbuchhalterin schon eine arge Umstellung bedeutet hatte.“

Aber jetzt, nach drei Jahren, hat sie sich längst daran gewöhnt. Ohne ihren Einsatz wäre die ganze Familie verratz; sie weiß, wie wichtig sie ist.“

Masvingo, Harare, Epworth, Mabvuku, Chinamhora: Besuche bei befreundeten Familien und Begegnungen mit Profis aus dem Umfeld von NGOs und Kirchen. All dies wirft Schlaglichter von ungewohnter Intensität, variationsreich und differenziert, aber auch oft unvermittelt, unerwartet und geballt. Dies Geballte steht in seltsamem Kontrast zu der allerorten spürbaren Verlangsamung. Angesichts der allgemeinen Verknappung dessen, was das Leben beschleunigt – Transport, Kommunikation, Geld, Gesundheit, Bildung, Produktionsmittel, Rechtssicherheit... – spielt sich das meiste im Schneckentempo ab. Es herrscht eine unheimliche Ruhe im Land. Beschleunigung herrscht allein dort, wo die Spürnase der Krisengewinnler am Werke ist, etwa beim Schattenhandel mit Devisen, Kraftstoffen, Neuwagen, Hehlergut, Gewinntransfers, Ersatzteilen, Häusern, Farmen...

Beschleunigung schließlich paradoxerweise auch dort, wo das Leben aufhört: beim Tod. Sargmacher und Beerdigungsunternehmen haben Hochkonjunktur, im formalen wie im informellen Sektor. Wer einen Sarg ergattert hat, und sei er noch so windig zusammengeschustert, muss ihn bewachen, bis er unter der Erde ist. Wer das Pech hat, einen Verstorbenen auf dem nicht enden wollenden Friedhof in Waterfalls beerdigen zu müssen, hat für die Zeremonie am Grab genau 15 Minuten zur Verfügung, während derer schon die nächsten Beerdigungsgäste Schlange stehen, um sich den Zugang zum Grab nebenan zu sichern, an dem gegebenenfalls noch Totengräber beschäftigt sind...

Spätestens zum Leichenschmaus finden sich immer öfter Gäste ein, die den Trauernden unbekannt sind. Eine Beerdigung in der Gegend bietet manchen eine willkommene Gelegenheit, mal eine halbwegs anständige Mahlzeit zu sich zu nehmen, die ihnen im übrigen niemand verwehren wird, selbst wenn die Beerdigungskosten der Familie das letzte Hemd ausgezogen haben.

Früher haben sich die Trauernden dann dreißig Tage nach der Beerdigung meist noch zu einem *memorial service* zusammengefunden und des Guten gedacht, das vom Wirken des verstorbenen Menschen ausgegangen war. Wer kann sich das noch leisten, wenn man monatlich einen, manchmal zwei Tote zu beklagen hat!? Allein die Fahrtkosten aller Beteiligten – und selbst wenn man das Geld hätte, fahren doch oft keine Busse, weil die Fahrer den subventionierten Kraftstoff lieber auf dem Schwarzmarkt verhökern anstatt Leute zu transportieren, die sich immerzu über eskalierende Fahrtkosten beklagen...

Es gibt wenig, das in Zimbabwe die Gemüter so erhitzt wie der erzwungen achtlose Umgang mit dem Tod. Selbst in den Betrieben scheinen sich Auseinandersetzungen mit Arbeitgebern schneller am Tod zu entzünden als am Lebensunterhalt. Mit vielem kann man umgehen lernen, aber dies hier geht ins Mark. Was niemals mehr wieder gut zu machen sein wird, beschämt zutiefst. Die Ahnengeister, sagen manche, sind bitterlich erzürnt angesichts dessen, was die „Autoritäten“ aus ihrem schönen, reichen Land gemacht haben. Deshalb stürben auch so viele Menschen.

Tja, und wie geht's weiter? „*Well, things will change, life cannot go on like that.*“ Dieser Satz kommt wie eine Litanei. Sein Ursprung, von 1998/99, hatte noch den Klang einer Forderung: „*Enough is enough! CHANGE!*“ Ich kann mir deshalb die Nachfrage nicht verkneifen: „*But, who is going to change things?*“ Darauf folgt dann der bisweilen etwas verzagt klingende Hinweis, zur Zeit fänden doch wohl Gespräche zwischen ZANU (PF) und MDC statt, unter bischöflicher Vermittlung. Oder/und: „*God will help!*“ Es erinnert an den Aufkleber am Heck eines piekfeinen Autos in Harares jacaranda-durchfluteter Takawira Avenue: „*If you can't cope, Jesus gives hope!*“. Vor allem aber an die Busfahrt am Sonntagvormittag, auf der Strecke von Borrowdale über Domboshava in Richtung Bindura, wo am Wegesrand mitunter jeder größere Baum eine kleine Gottesgemeinde beschattet und damit eine Ahnung vom Wildwuchs der neuen Sekten vermittelt, der den etablierten Kirchen das Leben zunehmend schwer macht. If you can't cope... Es ist eine Reise durch ein erschöpftes Stück Land.

Es gibt auch Leute, darunter viele Gläubige, die davon überzeugt sind, dass es der Mensch ist, der die Geschichte macht. Oft junge Unentwegte, meist vogelfrei, weil ohne Verantwortung für eine eigene Familie. Manche scheren sich einen Dreck um die sehr realen Bedrohungen, die von den „Sicherheits“kräften und ihren meist jugendlichen Hilfsarmeen ausgehen. Als sich welche treffen, erzählen sie sich die neuesten Geschichten aus dem Gefängnis, zeigen sich – es wirkt fast stolz - ihre Verletzungen von der Folter, berichten vom weiteren Schicksal von Leidensgenossen und – genossinnen, stimmen lachend die wagemutigen Lieder an, die sie manch verstohlen schmunzelndem Gefängniswärter zuletzt ins Ohr gebrüllt hatten, bereiten die nächste Versammlung oder Demonstration vor und verabschieden sich mit den Worten: „*See you at Harare Central!*“

Unterdessen hatte der Gewerkschaftsdachverband ZCTU heimlich (man hat gelernt...) versucht, landesweite Demonstrationen zu organisieren, die unter anderem Forderungen zu Mindestlöhnen und Lohnsteuer sowie zur Kompensation vertriebener Farmarbeiter und –arbeiterinnen unterstreichen sollten.

Am 8. Oktober werden in Mutare, Harare und Bulawayo mehr als 150 Demonstranten verhaftet, darunter die Führung der ZCTU. Das Vergehen: Demonstrieren. Ein Freund, um die vierzig und Familienvater, regt sich auf: „Es kann doch nicht wahr sein, dass es einer ganzen Nation nicht gelingt, ein paar Peinigern die Stirn zu bieten! Wir müssen vielleicht nur phantasievoller vorgehen. Zum Beispiel könnte man per Mundpropaganda einen Tag festzusetzen, etwa übermorgen, an dem sich alle Menschen am frühen Morgen in Harare auf die Samora Machel setzen und dort einfach sitzen bleiben. Wir könnten da ein Asphalt-Picknick veranstalten.“ Die Frau gegenüber setzt ihm gleich einen Dämpfer auf: „Noch bevor sich die ersten Richtung Samora Machel bewegt haben, haben die Typen vom Geheimdienst schon längst dafür gesorgt, dass die ganze Innenstadt hermetisch abgeriegelt ist!“

Aber da scheint doch wenigstens ein kleiner Hoffnungsschimmer: Die Klimavorhersagen für die Regenzeit sind vielversprechend. „Wo denkst Du hin“, widerspricht ein Gesprächspartner, Textilarbeiter und Bauer, „wir gehen auf eine Dürre zu, so wahr ich hier sitze!“ Wie das? „Was, glaubst Du, kann auf noch so feuchtem Boden wachsen, wenn nicht gepflügt werden kann, nichts gepflanzt wurde, nicht gedüngt wird? Die Traktoren des District Development Fund liegen still, mangels Ersatzteilen; das Grain Marketing Board hat bis heute (9. Oktober) kein Saatgut, mangels Devisen; und ein einziger Sack Dünger, wenn Du ihn irgendwo ergattern kannst, kostet Dich meinen ganzen Monatslohn, nämlich Z\$ 60.000 – sofern Du zu den Glücklichen zählst, eine Arbeit zu haben. *Just forget it – we are heading for another serious drought!*“

So sehen es offenbar auch Familien in Masembura. In der vergangenen Saison erfreuten sie sich trotz der landesweit eher schlechten Regenzeit einer gesegneten Maisernte. Manche hätten damit zwei Jahre lang Sadza kochen können. Dennoch sind die Saisonüberschüsse verkauft - auf dem Schwarzmarkt, versteht sich – und mit dem Erlös andere Löcher gestopft worden, zum Beispiel bei den Schulgebühren der Kinder. Auch für Saatgut und Dünger bleibt manchen nichts mehr, selbst wenn sie erhältlich wären. Eine Freundin, die aus Masembura stammt, dort auch noch wirtschaftet – besser: wirtschaften lässt - und die Maisvorräte hütet wie ihren Augapfel, fragte ein paar Leute in ihrem Dorf, wie sie denn nun die nächste Saison überstehen wollen? Folgendes, berichtet sie, habe sie zur Antwort bekommen, in diesen oder ähnlichen Worten: „Das wird schon klappen. Wir haben es ja in der Nachbarschaft gesehen, letztes Jahr. Die hatten eine schlechte Ernte, und dann kam Christian Care und hat ihnen Nahrungsmittel geschenkt. Wenn das nicht reicht, kann man ja immer noch an der einen oder anderen ZANU (PF)-Versammlung teilnehmen und Slogans singen; oft kriegt man ja dann hinterher einen Sack Mais. Mitgliedskarten haben wir sowieso fast alle.“ Ergänz meine Freundin: „*...for some, this has been a matter of survival, all along*“.

Sie selbst macht kein Hehl daraus, wie wichtig es ihr ist, sich von Nothilfe ebenso unabhängig zu halten wie von politischen Schief lagen - „*it's easy: just hold on to your maize!*“ Was nicht etwa bedeutet, sie hänge der parteipolitischen Opposition an. Politik ist ihr im Grunde schnurz – sie will nur dies: ein

menschenwürdiges Auskommen, Toleranz, Gerechtigkeit und die Freiheit, sich zu informieren und eine Meinung zu vertreten. All dies wünscht sie auch den „fanatischen“ Zanu (PF)-Frauen, die sie letztes Jahr davon überzeugt hat, dass es in ihrem eigenen Interesse sei, die ortsfremden jugendlichen Milizen aus dem Zentrum für Frauenkooperativen zu vertreiben, die sich dort seit Wochen breit gemacht und die Gegend terrorisiert hatten. Zumindest die Schreinereiabteilung ist nun wieder voll in Betrieb.

Mit Möbeln hatten die Frauen angefangen; aufgrund der dafür ungünstigen Nachfragesituation spezialisierten sie sich aber schließlich auf Särge. „Die Kindersärge kosten seit letzter Woche Z\$ 30.000, die großen Z\$ 50.000. Das ist nahezu geschenkt – in der Stadt muss man für die einfachste Erwachsenenausführung zur Zeit mindestens Z\$ 80.000 berappen. Die Särge gehen uns aus der Hand wie warme Semmeln. Bei der Geschwindigkeit, mit der das Geld seinen Wert verliert, sind wir allerdings spätestens bis Weihnachten über der Hunderttausender-Marke. Keine Ahnung, ob es dann noch genügend Leute gibt, die das bezahlen können. Vielleicht müssen wir dann auf die Produktion von Decken umsteigen – soweit ist es nun schon, dass wir unsere Toten in Tüchern verscharren...“

Angesichts solcher Unmittelbarkeiten schwirrt der Kopf, der Hals wird kloßig und das Herz schwermütig. Tränen sitzen locker, zumal auch ich nicht verschont werde von erschütternden Todesnachrichten. Da hilft die Erinnerung an eine tröstliche Erfahrung: Ende September versammeln sich rund dreißig Menschen aus kirchlichem und NGO-Umfeld für eine Woche bei Great Zimbabwe (die Wahl dieser Örtlichkeit ist kein Zufall), um Krisen-Bestandsaufnahmen zu machen, Szenarios zu entwickeln sowie sich darüber zu verständigen, was für die Zukunft wichtig erscheint - und was man selbst dazu beitragen will und kann. Dabei geht es häufig um Verständigungen um die Wertebasis unseres Handelns, und solche Diskussionen werden immer besonders lebendig und fruchtbar. Bevor wir am vorletzten Morgen unseren Arbeitstag beginnen, werden wir von zwei Teilnehmenden gebeten, uns in den Garten zu begeben. Dort finden wir eine Vielzahl von beschrifteten Backsteinen vor, von denen jeder einen der Werte vertritt, die während des Workshops eine Rolle gespielt hatten: *Accountability, Transparency, Patience, Respect, Tolerance, Empowerment, Participation, Love, Compassion, Endurance, Self-Determination, Justice, Peace, Christianity, Ecumenism, Equity, Commitment, Integrity, Sustainability, Unity, People-Centred Development...* Einige unbeschriftete Steine liegen daneben - für diejenigen unter uns, die dem noch etwas hinzuzufügen hätten. Diese gibt es – zum Beispiel *Constitutionalism, Freedom, Independence, Democracy, Letting Go...*

Nun werden wir aufgefordert, mit diesen Steinen „Zimbabwe wiederaufzubauen“ – im Kleinformate eines konischen Turms von Great Zimbabwe. Mit Eifer machen wir uns an die Arbeit, beim Bauen verständigen sich manche noch über die Anordnung der „Wertsteine“ (was gehört unbedingt zum Fundament?), der Turm wächst, hier und da wird ein Stein zurecht gerückt (schließlich geht's ja auch um Nachhaltigkeit...), die Stimmung ist fröhlich und voller Tatendrang, auch ein wenig verschmitzt. Als Klein-Zimbabwe schließlich fertig gebaut scheint, kommt noch einer mit dem letzten Stein, *Letting Go*: „Der kommt da oben auf die Spitze, als letzter, der der erste wird sein müssen, wenn aus Klein-Zimbabwe wieder Great Zimbabwe werden soll.“ Er bekommt ein allseits befreiendes Lachen zur Antwort.

Seit alle wieder in den Zwängen ihrer alltäglichen Arbeit wurschteln, wird vieles in den Hintergrund gedrängt worden sein, was an Ideen und Strategien während des Workshops entwickelt wurde. Vermutlich wird aber niemand vergessen, wie – und womit! – wir „Zimbabwe wiederaufgebaut“ haben. Steter Tropfen höhlt den Stein...